



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

Bulgarisch-türkischer Feldzug

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77071](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77071)

durch einen Gegenstoß zu durchbrechen — ohne Erfolg, so tapfer sich die Ihrigen auch schlugen. Doch konnten die Türken, wiewohl von Nord, Ost und Süd gefaßt, noch auf der nach Westen führenden Straße den Rückzug vollziehen; freilich unter Verlust von 10 000 Gefangenen, während etwa 7000 von ihnen tot oder verwundet waren. Die Sieger verloren im ganzen 5000 Mann; sie eroberten wieder viele Geschütze, darunter die 16 griechischen, die von den Türken bei Florina den Griechen weggenommen worden waren.

Das war das Ende des Widerstandes in Mazedonien. Denn nun bekamen auch die Griechen Lust und konnten den Serben die Hand reichen. Die Reste des geschlagenen Heeres mußten sich nach Janina oder nach Albanien werfen, in dessen Bergland sie furchtbaren Entbehrungen entgegengingen. Hunger und Kälte wüteten in ihren Reihen. Die Sieger hatten nur mehr die Aufgabe, die festen Plätze zu nehmen und die verzweifelnden feindlichen Abteilungen zu umstellen.

*

B u l g a r i s c h - t ü r k i s c h e r F e l d z u g

Die eigentliche Entscheidung fiel in Rumelien, an den nach Stambul führenden Straßen. Das türkische Heer konnte nach dem Unfall von Kirkkilissa zunächst ohne Gefahren abziehen, da die bulgarische Kavallerie nur langsam folgte und deshalb die Richtung des Rückzuges nur spät und ungenügend erkundete. Wieder empfahl Abdullah Pascha, einen größeren Raum zwischen die Seinigen und die Bulgaren zu legen und erst hinter dem Ergenesflusse die von Goltz gewählte Stellung zu beziehen; wieder trat Nasim Pascha dieser Absicht entgegen und befahl, schon am Karagatsch, einem Nebenfluß des Ergene, haltzumachen und hier den Feind zu erwarten. Die Heere stießen also bei Lüle Burgas zusammen und dieser Kampf ist der einzige, der den

Namen einer Schlacht wirklich verdient. Es wurde vom 28. Oktober bis zum 2. November gefochten, zum Teile mit wechselndem Glücke, so daß auch die Besiegten die Waffenehre wahrten. Und dies, obwohl die türkischen Soldaten infolge der erbärmlichen Verpflegung hungerten und sich jeden Augenblick zerstreuten, um nur etwas an Nahrungsmitteln zusammenzuraffen. Am linken türkischen Flügel, wo Abdullah Pascha kommandierte, wankte infolge des Hungers und der Nachfröste die Schlachtordnung am 30. Oktober, so daß am 31. Oktober der Befehl zum Rückzuge gegeben wurde. Zur Rechten befehligte Mahmud Mukhtar Pascha, zuerst als Korpskommandant, dann als Führer der ganzen Osthälfte des Heeres; und dieser ebenso tapfere wie unermüdete General hielt auch nach dem Abzuge Abdullah Paschas aufs Zäheste stand. Noch am 1. November führte er einen Gegenstoß, den Bulgaren hart zusetzend. In der Nacht darauf brach aber die physische Kraft auch seiner Truppen zusammen, die ermattet vom Schlachtfelde zurückfluteten. Man kann nicht sagen, daß die bulgarische Heeresleitung hervorragendes geleistet hätte. Die von ihr befohlenen Angriffe waren meist frontal und drangen selten durch; als der Westflügel der Türken abgezogen war, wäre Gelegenheit gewesen, die in der Luft schwebende linke Flanke Mahmud Mukhtar Paschas zu umfassen und sein Heer gegen das Schwarze Meer zu drängen, was jedoch unterlassen wurde. So vortrefflich sich die Bulgaren auch schlugen, die Entscheidung wurde nicht durch ihre Tapferkeit, sondern durch den vollständigen Mangel eines Trains bei den Türken herbeigeführt. Auf den Stationen der nach Konstantinopel führenden Eisenbahn waren zuletzt zwar große Vorräte aufgehäuft worden, aber es fehlte während der Schlacht das Fuhrwerk, um die Lebensmittel an die Front zu bringen. Damit stand es bei den Bulgaren besser, denen Tausende von Ochsenwagen Brot und Fleisch nachführten. Trotzdem hielten noch am 2. November, als Mukhtar Pascha den Befehl zum Rückzug geben mußte, die Spitzen des türkischen Heeres den Feind auf, so daß auch diesmal eine schärfere Verfolgung unterblieb. Von den Bulgaren blieben 7000 tot, 10000 wurden verwundet, die Verluste der Türken waren erheblich größer.

Auf den Straßen nach Konstantinopel zogen die türkischen Truppen ab, die harte Prüfung mit dem ihnen eigenen Fatalismus ertragend. Zwischen den zurückgehenden Abteilungen flutete eine ganze Völkerwanderung unglücklicher mohammedanischer Familien, die Heimat wie Hab und Gut zurücklassend, da die Bulgaren unter den Mossim fürchtbar wüteten. Während aber diese Flüchtlinge erst in der Hauptstadt Rast machten, bezog das Heer weiter vorne eine früher sorgfältig hergerichtete Stellung. Es war die Tschataldscha-Linie, welche die Halbinsel, auf der die Hauptstadt liegt, vollständig von Meer zu Meer absperrt. Deren Schanzen waren 1878 gegen die vordringenden Russen aufgeworfen worden, gerieten später in Verfall, wurden aber rechtzeitig wiederhergestellt und ausgebaut. Hinter diesen Befestigungen sammelte und erholte sich das türkische Heer; die unausgebildeten Mannschaften wurden nach Konstantinopel zurückgeschickt, dagegen die aus dem Osten des Reiches anlangenden Reservemänner eingereiht. Schon dies war eine Kräftigung; dazu kam, daß die Nähe der Hauptstadt und des Meeres die Verpflegung erleichterte, so daß sich bei den Türken wieder Kampfesmut einstellte.

Allgemach rückte das bulgarische Heer heran, durch Schwierigkeiten der Verpflegung etwas aufgehalten. Seine Führer hielten jeden Erfolg für erreichbar, auch die Erstürmung der besetzten Linie. Es drängte sie zur Aufrichtung des Kreuzes auf der Hagia Sophia. Dem Könige Ferdinand schwebte als letztes Ziel vor, Konstantinopel zur Hauptstadt seines Reiches zu machen. In dieser Gesinnung wurde er von dem Stellvertreter im Oberbefehle, General Sawow, bestärkt, der ungestüm auf den höchsten Siegespreis hinwies. Vergebens riet der Generalstabschef Fidschew, die bisher errungenen Erfolge nicht zu überschätzen. Gleich ihm hatte der schwache Ministerpräsident Geschow nach dem Siege von Lüle Burgas einen raschen Friedensschluß mit der Türkei gewünscht, um die Ernte unter Dach zu bringen. War es doch bedenklich, daß, während das bulgarische Heer südostwärts drang, die Serben und die Griechen sich in Mazedonien festsetzten. Trotzdem wurde der Sturm auf die Tschataldscha-Linie beschlossen. Der Oberbefehl

bei diesem Unternehmen wurde Radko Dimitriew anvertraut, der sich im Kriege bisher hervorgetan hatte. Das bulgarische Heer zählte 120 000—140 000 Mann, die Türken etwa 90 000; am 17. und 18. November fand der Angriff statt. Die Aufgabe war an sich schwer und wohl nur lösbar, wenn die Bulgären zuvor ihre schwere Artillerie herbeigebracht hätten, die aber bei der gleichzeitigen Belagerung von Adrianopel unentbehrlich war. Dazu kam, daß sich General Dimitriew in der entscheidenden Maßregel vergriff. Denn er führte bloß die Hälfte seines Heeres zum Sturme, die andere blieb in der Reserve. Das war nach dem Urteile des deutschen Generalstabes „für eine gewaltfame Erkundung zu viel, für einen entscheidenden Angriff zu wenig¹⁾“. Die stürmenden Truppen verbluteten sich, ganze Regimenter wurden aufgerieben. Dimitriew konnte sich nicht entschließen, auch die Reserven zu opfern; er hätte das Gewaltige jedoch entweder nicht unternommen oder aber zu Ende führen sollen. Die Türken warfen sich auf die weichenden Abteilungen, sie bis in ihre Ausgangstellungen zurücktreibend. Ein türkischer Soldat wurde damals von einem Zeitungsberichterstatter gefragt, wie es komme, daß seine Kameraden sich diesmal so gut gehalten hätten; er erwiderte: „Wir fechten, weil wir zu essen haben!“ Nach gelungenem Rückstoße wurden die Türken wieder in die Eschataldscha-Linie zurückgeführt, um sich keiner Niederlage auszusetzen. Von da ab hielten sich beide Teile in ihren Stellungen, ohne irgend etwas zu unternehmen. Den Türken war jedoch mit der Rettung der Hauptstadt ein Großes gelungen.

Unabwendbar aber war das Schicksal der Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel. Die Pforte konnte nicht daran denken, den Siegern die Eroberungen abzunehmen. Das desorganisierte Osmanische Reich war den jugendfrischen Völkernschaften erlegen, die begeistert in den Kampf gezogen waren. Von keiner der Großmächte war Hilfe zu erwarten. In Stambul gewann die Friedenspartei die Oberhand; Ende Oktober machte Großwesir Ahmed Mukhtar Pascha dem Britenfreund

¹⁾ „Kriegsgeschichtliche Einzelschriften“, herausgegeben vom Großen Generalstab, Heft 50, S. 107.

Riamil Pascha Platz, der die bereits begonnenen Unterhandlungen weiterführte. Auch die Bulgaren lenkten jetzt ein, da der Krieg ihnen große Opfer auferlegt hatte, die man auf 80 000 Tote und Verwundete anschlug. Sie hätten klug daran getan, einen endgültigen Frieden zu schließen; aber dazu wollten sich König Ferdinand und Sawow nicht verstehen, da das Traumbild von Byzanz ihnen vorschwebte. Sie ließen sich nur zu einem Waffenstillstande herbei, der am 3. Dezember für Bulgarien und Serbien zustandekam. Die Griechen aber traten nicht bei, sondern setzten den Kampf fort. Ihnen war vor allem daran gelegen, Janina noch in ihre Hand zu bekommen; auch glaubten sie, einen günstigen endgültigen Frieden dadurch erzwingen zu können, daß sie mit ihrer Flotte auch weiterhin die Dardanellen sperrten und so Stambul von der Ägäis abschlossen. Grundlage des Waffenstillstandes war der militärische Status quo, so daß die Pforte auf das ganze Festland bis zur Tschataldscha-Linie verzichtete; Adrianopel blieb von den Bulgaren und Serben eingeschlossen und die Türkei mußte sich einverstanden erklären, daß die Stadt während des Waffenstillstandes nicht mit Lebensmitteln versehen werde. Das Schicksal Adrianopels und Janinas blieb also in Schweben, ebenso das des albanischen Skutari. Dessen tapferer Verteidiger, Riza Pascha, hatte nicht Lust, sich tatenlos auszuhungern zu lassen und erkannte den Waffenstillstand nicht an. Mit Ausnahme der drei genannten festen Punkte war aber alles Land bis zur Tschataldscha-Linie den Siegern überlassen worden.

Das „Wehe den Besiegten!“ blieb den Türken nicht erspart, nicht dem Reiche und nicht dem Volke. Mit Blut und Greueln hatten sie vor Jahrhunderten ihre Herrschaft auf der Balkanhalbinsel aufgerichtet und milde Herren waren sie nicht gewesen; dies wurde ihnen jetzt furchtbar heimgezahlt. Mit dem Vorrücken der Heere des Balkanbundes brachen Mord und Plünderung über die unglücklichen Bekenner des Islam herein¹⁾. Sie hatten sich auf Schlimmes gefaßt gemacht und deshalb die Massenflucht nach der Küste; den Zurückbleibenden, die

¹⁾ Das Folgende nach den Ergebnissen der Untersuchung, die auf Anregung des russischen Abgeordneten Miljutow von der Carnegie-Stiftung an Ort und Stelle vorgenommen

auf Schonung gerechnet hatten, ward sie fast überall versagt. In den ersten Wochen zumal häuften sich Greuel, später wehrten die Regierungen der Balkanstaaten wenigstens dem Morden, während die Brandschatzung und die Vertreibung von Hof und Acker fort dauerten. Zu dem National- und dem Religionshass trat die Begierde, sich dort zu rächen, wo die Türken frühere Aufstände in Blut erstickt hatten; dazu der soziale Gegensatz zwischen dem christlichen Bauer und dem türkischen Grundherrn, dem Beg, der alles büßen sollte, was seine Vorfahren sich angemäht hatten. Bulgaren, Griechen und Serben wetteiferten in dem entsetzlichen Mißbrauche des Sieges. In den Landstrichen um Monastir, so stellte später ein christliches Hilfskomitee fest, wurden 80 Prozent aller mohammedanischen Dörfer verbrannt. Die nach größeren Städten flüchtenden Bewohner starben dort den Hungertod. Überall wüteten am schlimmsten die Banden von Komitatschis, die, an die Greuel des Kleinkrieges gewöhnt, ihre alten türkischen Gegner, obwohl sie jetzt unbewaffnet und wehrlos waren, über die Klinge springen ließen. Die Gegend von Kukusch wurde zuerst unter Aufsicht einer kleinen Garnison bulgarischer Truppen gebrandschatzt, dann zog eine Bande unter Führung eines gewissen Donscheff ein, die 345 Häuser niederbrannte, deren männliche Bewohner aber in die Moschee sperrte und dem Feuertode preisgab. Das waren Bulgaren; in Strumika aber leitete ein serbischer Offizier die Mordtaten, der mehrere hundert Moslim vor ein eilig zusammengesetztes Kriegsgericht schleppen ließ und die umstehenden Ortsbewohner über jeden einzelnen befragte: Gut oder schlimm? Eine einzige Stimme genügte zur Herbeiführung des Todesurteils, dem kaum einer von zehn Türken entging; die anderen wurden sofort aufgehängt. In der reichen Stadt Serez wurde unter Leitung einer bulgarischen Garnison in derselben Weise gewütet. In dem ersten Sieges- und Blutrausch waltete der Vorsatz, durch Ermordung oder Vertreibung der mohammedanischen Einwohner das ganze Land den Christen zurückzugeben. Dann aber, zumal als am 3. Dezember der Waffenstillstand

wurde. So in dem Bande „Dotation Carnegie pour la Paix internationale. Enquête dans es Balcans“, Paris 1914, besonders S. 55—65.

geschlossen wurde, erwachte bei den verbündeten Regierungen, besonders in Bulgarien, das Schamgefühl; strenge Maßregeln machten dem Morden ein Ende, es wurden sogar einige der schlimmsten Abeltäter vor Gericht gestellt und bestraft. Indessen dauerte die Gewaltherrschaft fort und sie verfolgte auch religiöse Zwecke. In den von Bulgaren eroberten Landstrichen lebten 80 000 Pomaken, der Sprache nach ein bulgarischer Stamm, die vor Jahrhunderten zum Islam übergetreten waren. Ihnen, die so gute Moslim geworden waren, wurde von der bulgarischen Kirche vorgeschrieben, zum Christentum überzutreten, was sie auch tun mußten, um nicht Leben oder doch Habe zu verlieren. Irgendein Unterschied zwischen den Greueln der Türkenherrschaft, so oft ein Aufstand einheimischer Bewohner unterdrückt worden war, und der Schuld, mit der die christlichen Sieger sich jetzt beluden, ist nicht aufzufinden. Doch sprach zuungunsten der letzteren, daß der große Kampf zwischen Kreuz und Halbmond jetzt auch nach der Empfindung der Sieger durchgeföhrt war; es mußten nicht erst Opfer geschlachtet werden, um die neue Herrschaft zu befestigen. Habgier aber und Rachedurst fragen nicht nach Gründen. In den großen Völkerrevolutionen geht menschliche Leidenschaft wie ein Erdbeben über die Scholle und ihre Bewohner wahllos hinweg.

In England und Frankreich war man taub und blind für die von den christlichen Siegern verübten Grausamkeiten. Pierre Loti, der glänzende Schilderer orientalischer Sitten, nahm sich der bedrängten Moslim an und wollte die an ihnen begangenen Frevel in der Presse zur Sprache bringen; aber der sonst vielumworbene Schriftsteller fand kein großes Blatt, das seine Aufsätze hätte veröffentlichen wollen¹⁾. Ähnlich in England, wo nur die radikalen Zeitungen Berichte über die Greuel brachten. Als ein Komitee von Moslim, das in Konstantinopel zusammentrat, seine Beschwerden in den führenden Blättern der zwei großen englischen Parteien vorbringen wollte, wurde es abgewiesen. In einem späteren Zeitpunkte, September 1913, schrieb die der Regierung nahestehende „Westminster Gazette“ den merkwürdigen Satz nieder: England habe

¹⁾ Pierre Loti, „La Turquie agonisante“, Paris 1913.

genug an den Berichten über die Grausamkeiten, es sei an der Grenze seiner Aufnahmefähigkeit angelangt. Das war ein Nachklang zu der schon 1912 gegebenen Antwort Grey, als er von einem radikalen Abgeordneten interpelliert wurde; er lehnte die Einmischung Englands als untunlich ab. Wie oft aber war dieselbe Regierung gegen die Pforte eingeschritten, wenn Klagen gegen sie erhoben wurden! Menschlichkeit besaß nur Anwert als Vorspann für die britische Politik. Die kühlen Rechner in England zogen aber nicht in Betracht, welchen Eindruck es auf die islamische Welt machte, wenn die Todeszuckungen der Moslim keiner Beachtung gewürdigt wurden. Seitdem wendete sich die Türkei vollständig von England ab, und bald kam der Tag der Heimzahlung für die erlittene Unbill.